

Die Enkel verstehen ihre Großeltern nicht mehr

Zum Untergang der Mundart auf der Grafschaft

Ottmar Prothmann

Noch vor 50 Jahren war die Mundart auf der Grafschaft die alleinige Sprache im Alltag der Dorfbewohner unter sich. Sie wird hier „Platt“ genannt, ebenso wie in Norddeutschland, während man in Süddeutschland von „Dialekten“ spricht. Das Wort „Mundart“, ursprünglich ein Fachausdruck aus der Gelehrtensprache, kannte man früher hier nicht und gebraucht es auch heute nicht, obwohl es inzwischen durch die Presse allgemein bekannt ist. Vor 50 Jahren war die Mundart so allgegenwärtig in den Dörfern, dass man sich über ihren Fortbestand keine Gedanken zu machen brauchte. Sie war beständiges Alltagsgut wie Feld und Wald und Dorf. Sie war im Übrigen nach Ansicht der Dorfbewohner so wenig bemerkenswert, dass man mich zu Anfang der 1970er Jahre, als ich meine Sammlung für ein Mundartwörterbuch begann, immer wieder erstaunt ansprach, wie man etwas so Belangloses aufzeichnen könne.

Inzwischen ist das damals Unvorstellbare eingetreten, die Mundart löst sich langsam im Nichts auf. Wie es dazu kommen konnte, soll im Folgenden dargestellt werden. Doch werfen wir zuvor einen kurzen Blick auf die Anfänge dieser Sprache.

Ein Blick in die Sprachgeschichte

Die Mundart ist nicht, wie viele glauben, ein verderbtes Hochdeutsch, das sich von der Hochsprache abgeleitet hat. Das Platt ist vielmehr die Landessprache in dieser Gegend, die sich hier aus dem Germanischen entwickelte, seitdem im 4. bis 5. Jahrhundert nach Christus fränkische und andere germanische Bevölkerungsgruppen von den östlich des Rheins gelegenen Gebieten in diesen linksrheinischen Raum einwanderten und schließlich um 450

nach Christus die römische Herrschaft beseitigten. Damit endete eine 500 Jahre lange Epoche, in der diese Gegend ein Teil des Römischen Reiches gewesen war.

Die besondere Ausformung dieses Germanischen durch die Volksstämme, die sich links und rechts des Rheins niederließen, nennt man ripuarisch. Das Wort ist abgeleitet von dem lateinischen Wort *ripa* (Ufer). Zentrum dieses Sprachraumes ist Köln. Die Gemeinde Grafschaft liegt am südlichen Rand, denn südlich von Ahr und Vinxt beginnt das moselländische Sprachgebiet. Im Westen grenzt der romanische Sprachraum an, im Norden sind es die niederrheinischen Dialekte.

Während in allen deutschen Gebieten die unterschiedlichsten Dialekte gesprochen wurden, verlief parallel dazu die Entwicklung der Schriftsprache. Bis ins 8. Jahrhundert war dies die lateinische Sprache, die noch bis ins 18. Jahrhundert die Sprache der Gebildeten blieb und noch bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) die katholische Gottesdienstsprache war. Deshalb klang sie den Dorfbewohnern bis zu dieser Zeit durchaus sehr vertraut, auch wenn sie von den meisten nicht verstanden wurde.

Zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert tauchen in der Überlieferung die ersten deutschen Schriftstücke auf. Diese Schriftsprache nennen wir heute Althochdeutsch. Die weitere Entwicklung der geschriebenen Sprache wird bis um 1150 als frühmittelhochdeutsch bezeichnet und danach als mittelhochdeutsch. Um 1500 entstand aus diesem Mittelhochdeutsch in einem komplexen und langwierigen Prozess das Neuhochdeutsch. Bei dieser Entwicklung nahm der jetzt aufgekommene Buchdruck eine Vorreiterrolle ein. Um eine große Verbreitung der

Bücher zu erreichen, mussten sie so geschrieben sein, dass sie von möglichst vielen Lesern verstanden werden konnten. So entwickelte sich im 16. Jahrhundert aus den Mundarten eine Ausgleichssprache, das sogenannte Neuhochdeutsch.

Dieses Neuhochdeutsch wurde wegen seiner größeren Verbreitung und der in ihr verfassten Literatur gegenüber den Regionalmundarten als höherwertig empfunden. Ehe es aber allgemein zur Sprechsprache wurde, sollte es noch lange dauern, denn die geschilderte Entwicklung bezog sich ausschließlich auf die schriftlich formulierte Sprache. Während sich also das Neuhochdeutsch als Schriftsprache ausdehnte und verwendet wurde, sprach man fast überall weiterhin die Regionaldialekte.

Mit der neuen Einheitssprache kamen die Bewohner der Grafschaft und der Umgebung erst um 1600 in Berührung, als hier die ersten Schulen eingerichtet wurden. Seither setzten sich auch die Dorfbewohner mit der Schrift-

sprache auseinander. Alle dörflichen Schriftstücke aus den letzten 400 Jahren sind in dieser Sprache geschrieben. Nur aus Unkenntnis flochten die Schreiber gelegentlich Dialektwörter in ihre Aufzeichnungen ein.

Seit dem Aufkommen des Neuhochdeutschen unterlag die Mundart einem ständigen Anpassungsprozess. Wörter veränderten ihren Lautcharakter, wurden angeglichen, gingen unter oder kamen hinzu. Die Anpassung an die Standardsprache geschah allerdings sehr langsam, da die Bewohner dieser Dörfer über lange Zeit in einem kleinen abgeschlossenen Kosmos lebten, in dem alles Lebensnotwendige selbst erzeugt und hergestellt wurde. Daher bestand keine Notwendigkeit, diesen Lebensraum zu verlassen oder eine Kommunikation mit entfernt liegenden Orten aufzunehmen. Bücher und seit dem 19. Jahrhundert Zeitungen trugen wenig dazu bei, da nur wenig gelesen wurde. Radios waren bis zum Zweiten Weltkrieg kaum verbreitet.



Foto von einer fröhlichen Namenstagsfeier in Oeverich 1945/46

Bis nach dem Zweiten Weltkrieg blieb daher die Mundart die fast alleinige Sprache im Dorf. Hochdeutsch wurde nur in der Schule und in der Kirche gesprochen. Die Bevölkerung war damals noch eine homogene Gruppe, bestehend aus Bauern, einigen Handwerkern und Gewerbetreibenden sowie etlichen Männern, die als Handwerker oder Arbeiter auswärts ihren Lebensunterhalt verdienten. Fremde zogen in der Regel nur als Ehepartner hierhin, und meist stammten sie aus den Nachbarländern.

Die erste hochdeutsch sprechende Bevölkerungsgruppe

Als Folge des Zweiten Weltkriegs wurden 1948 und vor allem im Herbst 1950 Flüchtlinge und Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten in diese Dörfer eingewiesen. Es war eine Gruppe von mehreren hundert Personen, die nun dauernd hier wohnen blieben, während die vielen Fremden, welche in den 1930er Jahren und besonders während des Zweiten Weltkrieges hier gelebt hatten, wieder wegzogen. Obwohl auch die Flüchtlinge zu Hause meistens Mundart gesprochen hatten, redeten sie hier hochdeutsch, da sie hier vereinzelt waren und ihnen die Flüchtlinge aus anderen ostdeutschen Gebieten ebenso fremd wie die Einheimischen waren. Mit diesen Flüchtlingen kam zum ersten Mal eine größere Gruppe von hochdeutsch sprechenden Menschen aus einem anderen Sprachraum hierhin. Seither hörte man verstärkt hochdeutsche Laute in den Dörfern. Doch diese verstreut lebende Flüchtlingsgruppe war zahlenmäßig zu klein, um einen Einfluss auf die Dorfsprache nehmen zu können. Die Einheimischen sprachen mit ihnen „gnadenlos“ Platt und jene antworteten hochdeutsch. So lernten die Flüchtlinge mit der Zeit die Mundart kennen, sie aktiv zu sprechen gelang aber nur ihren Kindern.

Umbruch in den Dörfern ab den 1950er Jahren

Noch zu Anfang der 1950er Jahre lebte man in teilweise „mittelalterlichen“ Verhältnissen. Fachwerkbauten bestimmten das Bild der Straßen, das Wasser wurde in den meisten Dörfern noch aus den Brunnen geschöpft oder ge-

pumpt, Pferde und Ochsen bevölkerten die Straßen, die bis auf die Durchgangsstraßen nur aus Schotter bestanden. Nur wenige Maschinen und Geräte wurden in der Landwirtschaft eingesetzt. Erst in den 1930er Jahren waren jahrhundertlang unverändert gebliebene Geräte wie der hölzerne Hundspflug, Sicht (Kurzsenne) und Haken zum Getreidemähen und der Dreschflügel endgültig in die Ecke gestellt worden. Man war noch Selbstversorger, backte sein Brot selbst, hatte einen Gemüsegarten und hielt Vieh zur Versorgung mit Milch, Eiern und Fleisch.

Die deutsche Wirtschaft erholte sich in der Nachkriegszeit erstaunlich schnell und erreichte in den fünfziger Jahren einen enormen Aufschwung. Die Auswirkungen dieses sogenannten „deutschen Wirtschaftswunders“ und einer beschleunigten Entwicklung auf technischem, wissenschaftlichen und anderen Gebieten bescherte auch den hiesigen Dorfbewohnern einen bisher nicht gekannten Wohlstand. Die Folge waren Umwälzungen in der dörflichen Welt, die alle Lebensbereiche betrafen. Schon die nächste Generation fand ein innerlich und äußerlich vollständig gewandeltes Dorf vor.

Auf die Mundart hatten vor allem das Fernsehen und das Auto einen entscheidenden Einfluss. Die ersten Fernsehgeräte zogen ab Mitte der fünfziger Jahre in die Dörfer ein. Damit eröffnete sich den Dorfbewohnern ein ständiger Blick in die Außenwelt. Erwachsene wie Kinder verbrachten nun einen wesentlichen Teil ihrer freien Zeit vor dem Fernseher und wurden so stundenlang mit der hochdeutschen Sprache konfrontiert. Nun lernten sie städtische Lebensformen kennen. Die Werbung erzeugte neue, bisher nicht gekannte Bedürfnisse. Gegenüber dem im Fernsehen Gebotenen wirkte das dörfliche Leben wenig attraktiv und hinterwäldlerisch. Die Folge war, dass man vermeintlich Überholtes abzustreifen suchte.

Die zweite technische Errungenschaft, die große Auswirkungen auf die dörfliche Welt hatte, war das Auto. Seit den dreißiger Jahren besaßen einige wenige Gewerbetreibende in den Dörfern ein solches Fahrzeug. In den sechziger Jahren nahm deren Zahl schnell zu, und bald war es fast in jeder Familie vorhanden. Mit

dieser durch das Auto gewonnenen Mobilität erweiterte sich der Lebensraum der Dorfbewohner beträchtlich. Nun konnte man Arbeitsstätten weit außerhalb der Dörfer leicht erreichen. Jetzt war man nicht mehr auf das Warenangebot im Dorf angewiesen. Man kaufte in der Stadt ein, ging dort ins Kino und besuchte andere Veranstaltungen. Entsprechend wurden die Städte zunehmend zum Arbeits- und Erlebnisraum. Zur gleichen Zeit setzte ein Rückgang der Landwirtschaft ein, und die alte bäuerliche Welt begann sich aufzulösen.

Ein beschleunigter Mundartwandel

Während dieser Jahre beschleunigte sich die Anpassung der Mundart an die Standardsprache, ohne dass dies von den Mundartsprechern selbst bemerkt wurde. Im Einzelnen geschah dies vor allem wie folgt:

1. Verschwinden von ganzen Wortgruppen durch den Wegfall von Gegenständen und veränderten Arbeitstechniken. Dies betraf vor allem die sich schnell verändernde Landwirtschaft und die aussterbenden Handwerksbereiche wie Sattler, Schmiede, Schneider, Stellmacher und Schuster. Bezeichnungen wie *Äätgeschledē*¹⁾ (Eggenschlitten), *Fauchmöl* (Windfeger, Getreidereinigungsmaschine), *Hüüksēl* bzw. *Hööksēl* (Aufsetzbrett für Wagen und Karre), *Kapezong* (Kopfstück des Ochsen als Teil des Zuggeschirrs), *Kipplooch* (eiserner Balanzenpflug), *krogē* (Gras mit der Sichel mähen) oder *Wiaschēl* (Zugscheid) kannte schon die nächste Generation nicht mehr.

2. Annäherung an die hochdeutsche Aussprache durch Wegfall der Dehnungen: *braasēlē* wurde zu *brasēlē* (arbeiten, vielerlei Arbeit machen), *faakēlē* zu *fakēlē* (fackeln, zögern), *laaf* zu *laf* (fade), *moosē* zu *mösē* (müssen), *poosē* zu *postē* (ein Steckreis pflöpfen), *qönüēdesch* zu *onüēdesch* (unnötig).

Nachdem schon vorher die für diese Gegend so typischen Zielaute (*Böisch* Wald, *Möis* Mist, *Möisch* Spatz) sich abzuschleifen begonnen hatten und zu einfachen Vokalen wurden (*Bösch*, *Mös*, *Mösch*), wurde jetzt eine Vielzahl von Wörtern dem Hochdeutschen angepasst, so dass sie sich teilweise nur noch durch die sogenannte rheinische Senkung (i zu e) von der

Standardsprache unterschieden: *bööjē* → *beejē* (biegen), *böne* → *bendē* (binden), *bränge* → *brenē* (bringen), *drängkē* → *drenkē* (trinken), *fönē* → *fendē* (finden), *Fönge* → *Fengē* (Finger), *Könt* → *Kent* (Kind), *Rönt* → *Rent* (Rind), *Schtöl* → *Schtel* (Stiel), *Schängk*, → *Schengkē* (Schinken), *Wönt* → *Went* (Wind). Aus *Lauch* wurde *Loch*, aus *Wauch* *Woch*, aus *kauche* *kochē*; *droon* wurde zu *draarē* (tragen), *schloon* zu *schlaarē* (schlagen).

3. Austausch von ausgeprägten Mundartaussdrücken gegen hochdeutsche Wörter. Die Mundartssprecher versuchten ihre Mundart zu „kultivieren“, indem sie die ausgeprägten Dialektwörter gegen hochdeutsche Wörter austauschten, die sie manchmal noch ein wenig mundartlich einfärbten. So wurden, um dies an einigen Gartenfrüchten zu verdeutlichen, *Ärbēlē* zu *Eftbeere* (Erdbeeren), *Imbēlē* zu *Himbeere* (Himbeeren), *Breetloof* zu *Breetlooch* (Breitlauch), *Bröomelē* zu *Brombeere* (Brombeeren), *Janzdruuvē* zu *Johanesbeere* (Johannisbeeren), *Krüenschēlē* zu *Schtachelbeere* (Stachelbeeren), *Qlesch* zu *Zwibel* (Zwiebel), *Röqbonē* zu *Schtangebonē* (Stangenbohnen), *Schloot* zu *Salaat* (Salat).

Schon vor dem Krieg war das Wort *Komkomēre* gegen *Jorēk* ausgetauscht worden, da dieses Wort, wie eine alte Frau sagte, *sondäaschlēschē* (sonntäglicher, feiner) klang. Ebenso verlor das Wort *Mostēt* gegenüber *Sänēf* (Senf) an Ansehen. Erklärend zu diesem Wandel pflegte man zu sagen, *wärēkdaachs* *Mōstēt*, *sondaachs* *Sänēf* (werktags Mostert, sonntags Senf). Auch dieser Ausspruch zeigt schon zwei deutliche Anpassungen an das Hochdeutsche, denn früher hieß es *wärkēldaachs* und *sonēsch* bzw. *sonē* (sonntags).

Der Einfachheit halber sind diese Wörter der Oevericher Mundart entnommen, denn entsprechend dem kleinräumigen Lebensraum der früheren Dorfbewohner unterschied sich das Platt geringfügig fast von Dorf zu Dorf. Wortwahl und Varianten in der Aussprache ermöglichten es einem Zuhörer schon nach wenigen Sätzen den Gesprächspartner einem bestimmten Ort oder einer Ortsgruppe zuzuordnen. Allerdings musste man manchmal sehr genau hinhören, wie die folgenden Varianten für das

Wort Stachelbeere zeigen, denn hier waren für einige Dörfer sogar zwei Varianten gebräuchlich:

Krüenschel in Birresdorf, Leimersdorf, Niederrich, Oeverich und Ringen,

Krueschel in Eckendorf und Gelsdorf,

Krüeschel in Bengen und Karweiler,

Knueschel in Bengen, Eckendorf, Karweiler, Ringen und Vettelhoven,

Kruetschel in Kalenborn, Niederesch und Vettelhoven.

Die Tendenz, ausgefallene Wörter durch hochdeutsche zu ersetzen, traf zuletzt auch die Kartoffel. Diese erst seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hier angebaute Frucht wurde *Jrompiç* (Grundbirne) bzw. *Eapçl* (Erdapfel) genannt. Die Trennlinie zwischen diesen Bezeichnungen verlief durch die Gemeindegrenze. Südlich wurde das Wort *Jrompiç* (Plural *Jrompçrç*) verwendet, nördlich *Eapçl* (Plural *Eapele*). In Oeverich, wo das Wort *Jrompçrç* allein gebräuchlich war, hörte man ab den achtziger Jahren zunehmend das Wort *Eapçlç*. Inzwischen verwenden nicht wenige das hochdeutsche Wort *Kartofel* bzw. im Plural leicht eingefärbt *Kartofelç*.

4. Vermehrte Aufnahme von Lehnwörtern aus dem Hochdeutschen. Die vielen neuen Begriffe in einer sich schnell verändernden Welt wurden von den Mundartsprechern aufgenommen, ohne sie lautlich umzuformen oder andere Ausdrücke zu finden. Die Mundart hatte ihre Produktivität verloren. Neuschöpfungen wie *Schtipmöl* für Sperrmüll oder *Üülekes* (Eulenkiste) für das Fernsehgerät (ein überaus treffender Ausdruck, wird damit doch ausgedrückt, dass man mit starrem Blick wie eine Eule auf den Bildschirm starrt) waren selten und setzten sich nicht durch.

Rückgang der Mundart ab den 1970er Jahre

Etwa ab Anfang der 1970er Jahre begannen die meisten jungen Frauen mit ihren jetzt aufwachsenden kleinen Kindern nicht mehr in der erlernten Muttersprache, sondern hochdeutsch zu sprechen. Damit begann der Verlust der Mundart, denn jetzt wuchs die erste Generation in diesen Dörfern heran, die zwar noch

Mundart verstand, sie selbst aber nicht mehr sprach. Hinter dieser Änderung des Erziehungsverhaltens standen meiner Meinung nach zwei Beweggründe. Zum einen galt die Mundart nun als eine minderwertige Sprache gegenüber dem Hochdeutschen. Zum anderen sah man in ihr eine Behinderung für die ersten Schuljahre. Die Eltern wollten ihren Kindern die Erfahrungen ersparen, die sie selbst gemacht hatte, indem sie erst in der Schule Hochdeutsch gelernt hatten. Angstvoll erinnerten sie sich an Situationen, in denen sie im Unterricht auf Fragen nicht antworten konnten, obwohl sie die Antwort wussten, weil sie sich nicht korrekt im Hochdeutschen auszudrücken vermochten. Außerdem hatte sich inzwischen auch auf dem Lande die Auffassung durchgesetzt, dass eine gute Schulbildung für das berufliche Fortkommen der Kinder unerlässlich sei, während man noch in den fünfziger und sechziger Jahren dem kaum eine Rolle beige-



„Noopere“ (nachbarschaftliche Plauderei), 1978

messen hatte und stattdessen wünschte, dass die Kinder möglichst schnell Geld ins Haus brachten.

Inzwischen begann sich auch die dörfliche Welt immer schneller zu wandeln. Die Männer arbeiteten nun fast alle außerhalb des Dorfes, oft auf Arbeitsplätzen, an denen keine Mundart gesprochen wurde. Um die gestiegenen Bedürfnisse befriedigen zu können, begannen auch viele Frauen neben Haushalt und Kindererziehung Halbtagsbeschäftigungen anzunehmen. Dadurch sprachen immer mehr Dorfbewohner den ganzen Tag oder einen Teil des Tages nur hochdeutsch, und so wurde ihnen das Hochdeutsch immer vertrauter.

Die gemeinsame Arbeits- und Erlebniswelt begann zu schrumpfen. Dadurch wurden die Berührungspunkte der Dorfbewohner untereinander seltener. Die alten Dorfgemeinschaften waren auseinandergebrochen. Die Gastwirtschaften als klassische Begegnungsstätten in den Dörfern mussten im Laufe der Jahre fast alle schließen, unter anderem deshalb, weil die Gäste ausblieben, und das zu einer Zeit, in der die Bevölkerung stark anwuchs.

Hochdeutsch wird allgegenwärtig durch Zuzug von vielen Neubürgern

Mit der starken Neubautätigkeit ab Anfang der siebziger Jahre zogen mehr und mehr hochdeutsch sprechende Menschen in die Dörfer. Dadurch wuchs die Bevölkerung um fast das Doppelte von 6094 Einwohnern im Jahr 1971 auf 11143 am Jahresende 2004. Aus den Bauerndörfern waren Wohnsiedlungen geworden, in denen die einstmals vorherrschende Landwirtschaft nur noch eine Randerscheinung bildete. Hatte die kleine Gruppe von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg noch integriert werden können, war dies bei einem solch großen Zuzug nicht mehr möglich, im Gegenteil, jetzt war die Hochsprache allgegenwärtig in den Dörfern, zumal auch in viele alten Häuser in den Ortskernen Auswärtige eingezogen waren. Die wenigen Mundart sprechenden Einheimischen waren inzwischen wie Rosinen in einem Kuchen über die Dörfer verstreut. Dadurch ergaben sich immer weniger Sprechsituationen für die Mundart.



„Et Kintsche luere“, Overich 1985

Inzwischen ist der Prozess des Sprachwandels so weit fortgeschritten, dass in den Dörfern der Grafschaft keine einheitliche Mundart mehr existiert. Stattdessen herrscht ein völliges Durcheinander in der Alltagssprache. Das einstmals sichere Sprachgefühl der Mundart sprecher, das jeden anderen Zungenschlag als fremd und falsch einstuft, ist völlig verschwunden. Die älteste Generation der über Sechzigjährigen spricht die Mundart noch am reinsten, sofern sie mit Gleichaltrigen spricht. Die jüngste Generation der unter Dreißigjährigen spricht sie hingegen gar nicht mehr. Die Umgangssprache der mittleren Generation, die noch Mundart spricht, ist in Bezug auf Wortwahl und Grammatik ein Gemisch aus Mundart und Hochdeutsch. Je nach Gesprächspartner und Gesprächssituation nähern sich die Sprecher mal mehr der Mundart mal mehr dem Hochdeutschen.

Auffallend ist dabei, dass Frauen deutlich mehr als die Männer zur Standardsprache neigen und die Mundart negativer beurteilen. Manche von ihnen haben die Mundart fast gänzlich abgelegt. Dieses Phänomen, das 1992 Heinz Sieburg in seiner Dissertation für den Nachbarort Fritzdorf beschrieben hat,²⁾ trifft auch für die Dörfer der Grafschaft zu.

Wehmütiges Erinnern

In den achtziger Jahren löste das langsame Entschwinden der Mundart bei sprachbewussten Mundartsprechern auch im Rheinland Verlustgefühle aus. Nachdem sie lange ertragen hatten, dass die Mundart als minderwertige Sprache deklassiert und unterdrückt worden war, wollten sie jetzt dieser Entwicklung nicht mehr tatenlos zusehen. Im Radio wurden nun zunehmend Mundartbeiträge ausgestrahlt, in den Buchhandlungen mehrten sich die Mundarttitel, einzelne Sprachinteressierte veröffentlichten Mundartwörterbücher (Ahrweiler 1982 und 2005,³⁾ Adenau 1993,⁴⁾ Burgbrohl 1993,⁵⁾ Dernau 1993⁶⁾), Volkshochschulen boten Kurse zum Erlernen der Mundart an, die Rhein-Zeitung veranstaltete Mundartwettbewerbe (1982, 1984 und 1986), Theatergruppen traten mit Mundartstücken auf, vereinzelt wurden Mundartmessen gehalten, Heimatvereine nahmen sich der Mundart an, und Arbeitskreise zu ihrer Pflege bildeten sich an mehreren Orten, so 1988 in Bodendorf, 1989 in Ahrweiler und Remagen, 1996 in Adenau und Sinzig. Mundartabende wie die in Königfeld durchgeführten, bei denen Redner aus der ganzen Umgebung auftraten, zogen von Jahr zu Jahr mehr Zuhörer an. 2006/2007 veranstaltete die Kreissparkasse unter dem Motto „Es os Sprooch net wirklich schön“ einen Mundartwettbewerb, an dem Mundartsprecher aus allen Regionen des Kreises teilnahmen.

Doch alle diese Aktivitäten, an denen die Dörfer der Grafschaft in auffallender Weise nicht teilnahmen, täuschten über den tatsächlichen Sachverhalt hinweg, denn im Alltag der Menschen nahm der Mundartgebrauch währenddessen rapide ab. Es war keine Renaissance der Mundart, wie manche glaubten, sondern die Mundart war schon zur Folklore geworden. So

wie jetzt Backesvereine gegründet wurden oder Männer alte Traktoren reparierten und sich überall auf Oldtimertreffen einfanden, so war es eine andere kleine Gruppe von Sprachliebhabern, die der Mundart nachtrauerten.

Während die Mundart überall auf dem Rückzug war, blieb ein Bereich erhalten, in dem sie noch tonangebend ist. Jedes Jahr, wenn im Rheinland die „fünfte Jahreszeit“ anbricht, lebt die Mundart wieder auf. Dann ist sie auch wieder salonfähig. Büttenreden werden in Mundart gehalten, kölsche Karnevalslieder werden mit Inbrunst gesungen, und die Volksseele schwelgt in der heimeligen Mundart, aber nur kurz in dieser Ausnahmesituation der Karnevalszeit. Danach gelten wieder die stillschweigend anerkannten Konventionen, und dazu gehört, dass Mundart sich nicht mehr schickt.

Warum geht die Mundart unter?

Der ausschlaggebende Grund ist, wie schon mehrfach gesagt, dass die Mundart kein Prestige besitzt. Sie wird als minderwertig angesehen, als Sprache der Dummen und Ungebildeten. Das wurde so lange behauptet, bis es die Mundartsprecher selbst glaubten. Dahinter steht eine völlige Unkenntnis dieser Sprache. Als Gründe für die Minderwertigkeit wird das Fehlen einer geregelten Grammatik angeführt. Wie sehr dies sogar von den Mundartsprechern verinnerlicht wurde, zeigt ein Mundartwörterbuch dieses Raumes, zu dem der Bearbeiter in der Einleitung erklärt, die Mundart habe eine „abenteuerliche Grammatik“ und die Verben unterlägen „unberechenbaren Wandlungsformen“. Dass die Mundart durchaus ein voll entwickeltes Regelwerk besitzt, merkt ein Mundartsprecher freilich nicht, da er die Regeln gefühlsmäßig richtig anwendet, so wie das jeder in seiner Muttersprache tut. Nur wer eine Fremdsprache erlernt, muss sich mit grammatischen Fragen beschäftigen. Da die Regeln in der Mundart jedoch in etlichen Fällen anders als im Hochdeutschen sind, kommt es bei genauer Übertragung ins Hochdeutsche zu den typischen Fehlern, die bei Mundartsprechern belächelt werden.

Eine weitere Behauptung besagt, die Mundart sei eine Restsprache und habe nur einen gerin-

gen Wortschatz. Das im Manuskript vorliegende Oevericher Mundartwörterbuch weist über 26000 Wortartikel auf, zusammen getragen aus dem Wortschatz der alten Dorfbewohner. Zum Vergleich: Um eine Fremdsprache zu beherrschen, sollte man etwa 8000 Wörter verstehen und circa 2000 selbst gebrauchen können.

In zwei Punkten ist jedoch das Hochdeutsch gegenüber dem Platt als höherwertig anzusehen. Zum einen besitzt es eine größere Verbreitung im gesamten deutschen Sprachraum, während man sich mit der hiesigen Mundart nur in einem Teil des Rheinlands verständigen kann. Zum anderen ist der Wortschatz der Mundart beschränkt auf das, was im Lebenskreis der Menschen vorhanden war. Was es dort nicht gab, wurde nicht benannt. Die großen geistigen Strömungen, die Entwicklung der Wissenschaften und Künste liefen außerhalb der dörflichen Welt in den Städten ab. Die dafür verwendete Sprache war anfangs das Latein und danach das Neuhochdeutsch. Die vielen neuen Wörter und Begriffe wurden, soweit man im Dorf davon Kenntnis nahm, als Lehnwörter aufgenommen. Je abstrakter ein Gesprächsgegenstand ist, desto mehr hochdeutsche Lehnwörter und Fachausdrücke muss ein Mundartsprecher in seine Rede einbeziehen.

In einer vergleichbaren Situation ist inzwischen auch das Hochdeutsch, das sich gegenüber der Weltsprache Englisch behaupten muss. Die Entwicklung immer schnellerer Verkehrsmittel und besserer Kommunikationstechniken lassen die Länder zusammenrücken. Durch das Internet, das uns ständig Informationen aus der ganzen Welt bereithält und uns ermöglicht, binnen Sekunden Nachrichten in die entlegensten Teile der Erde zu schicken, ist eine Entwicklung eingeleitet, die bei weitem die Auswirkungen des Buchdrucks übertrifft.

Schon spüren wir, dass dabei auch die deutsche Sprache ins Hintertreffen gerät. Die zahlreichen Anglizismen, die uns zunehmend im Alltag begegnen und die Bereitschaft von vielen, ihre Sprache mit englischen Wörtern zu „schmücken“, sind deutliche Anzeichen hierfür. In einigen wissenschaftlichen Disziplinen ist Englisch inzwischen die alleinige Fachsprache.

So, wie mit dem Aufkommen des Neuhochdeutschen vor 500 Jahren die Regionalmundarten langsam begannen unterzugehen, sind jetzt die Mundarten und kleinen Sprachen in der ganzen Welt bedroht. Und wieder sind es die gleichen Gründe: größere Reichweite, höherer Verbreitungsgrad, höhere Attraktivität der Sprache, Gedankenlosigkeit und fehlendes Sprachbewusstsein.

Resümee

Mit dem Untergang der hiesigen alten Landessprache verlieren wir ein gehöriges Stück an Identifikation und einen wesentlichen Bestandteil der dörflichen Kultur. Verloren geht die Sprache, die den Menschen dieser Gegend ein eigenes unverwechselbares Kolorit verlieh. Verloren geht eine Vertrautheit mit anderen Menschen des gleichen Sprachraumes, die sich sofort einstellte, selbst wenn man in weiterer Umgebung mit Menschen in Mundart sprach. Nüchtern betrachtet, muss man jedoch feststellen, dass das Verschwinden der Mundart in den Dörfern der Grafschaft kaum als Verlust empfunden wird, weder von den Alten, die sie in ihrem Kreis weiterhin sprechen, mit den Enkeln und Fremden aber hochdeutsch reden, und erst recht nicht von der jüngsten Generation, die sie nicht mehr spricht und nicht vermisst.

*Di Zit fejeet,
Et Leet febrööt,
Et Plat dat hät jez usjedeent.*

Quellen:

- 1) Die Mundartwörter sind nach den Regeln der Rheinischen Dokumenta geschrieben.
- 2) Heinz Sieburg, Geschlechtstypischer Dialektgebrauch. Empirische Untersuchung verschiedengeschlechtlicher Geschwister in der Ortschaft Fritzdorf (Rhein-Sieg-Kreis) (Rheinisches Archiv 129), Köln-Weimar-Wien 1992.
- 3) Gisbert Stenz, Ahweiler Platt – Wat äss dat? Ein ABC Ahrweiler Mundart, Ahrweiler 1982; Gisbert Stenz, Ahrweiler Mundart-ABC. Neues Ahrweiler Mundartwörterbuch, Ahrweiler 2005.
- 4) Katharina Wißner, Wortsammlung Adenauer Mundart und ergänzende Sachbereiche, Adenau 1993.
- 5) Kurt Degen, Rheinische Mundart in Burgbrohl. Ein Wörterbuch, Burgbrohl 1993.
- 6) Hermann Josef Schmitz, Nokixel, mi-e schwätze Platt. Wortsammlung der Dernauer Mundart, Dernau 1993.